

Michael Klomfass
Licht aus!

Michael Klomfass

Licht aus!

Finsternisjagd in der Sahara

Satire

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by
Die Deutsche Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek lists this publication in the
Deutsche Nationalbibliografie;
detailed bibliographic data
are available in the Internet at <http://dnb.ddb.de>.

Michael Klomfass – Licht aus!
ISBN 3-86516-778-0
© Copyright 2006. Alle Rechte beim Autor.
Printed in Germany 2006

Herstellung:
Mein Buch
Kedenburgstraße 44
22041 Hamburg
Freecall 0800-6 34 62 82
www.MeinBu.ch

Inhaltsverzeichnis

Erster Kontakt	7
Zweiter Kontakt	21
Dritter Kontakt	37
Vierter Kontakt	81
Fünfter Kontakt	95
Nachwort	105

Erster Kontakt

Jäger jagen. Was sonst? Sie sind hinter Auerhühnern und Rotfüchsen her. Es gibt aber auch Jäger, die das kalt lässt. Die interessieren sich nur dafür, dass ihnen das bloße Nichts vor die Flinte kommt: Finsternisse.

Wer ist der typische Finsternis-Jäger, der auf die Pirsch geht, um Schatten zu erlegen? Was für ein Mensch ist das, der keine Mühe scheut und bis nach Madagaskar und zur Antarktis reist, nur um für wenige Minuten mitten am Tag in der Dunkelheit zu stehen?

Mein Kollege aus der Buchhaltung? Der Friseur meiner Frau? Unser Briefträger? Die Fußpflegerin meiner Mutter?

Nein, sicher nicht.

Ich habe da so meine Vermutung:

Der Oberstudienrat des Kant-Gymnasiums gehört auf jeden Fall dazu. Kurz vor der Pension, das Haar so weiß wie Schulkreide. Pauker für Latein, Chemie und Geographie in der Oberstufe. Er trägt Bundfaltenjeans ohne Gesäßtaschen so selbstverständlich wie ein Soldat seine Uniform. In seinem Gesicht steht ein Archäologenbart. Das ist ein Vollbart, der den Namen aber gar nicht verdient. Denn einerseits ist es nur ein schmaler Kranz, der sich von den

Koteletten über die Backen und das Kinn zieht. Und andererseits fehlt was: Zwischen Oberlippe und Nase nichts als nackte Haut.

Und da ist natürlich noch der promovierte Naturwissenschaftler, Anfang fünfzig, der sein ganzes Leben der Forschung am Institut unterordnet. Gesundheitssandalen sind Pflicht. Seine zu große Brille im Kassengestell-design ist voller Schlieren. Er kämmt sein dünnes Haar vom Haarkranz über seine Glatze, falls er sich nicht für ein Toupet entschieden hat.

Das sind die zwei wichtigsten Vertreter dieser Jagdzunft. Ich bin schon sehr gespannt, meine These empirisch zu überprüfen.

27. März 2006, 10.15 Uhr, Airport Wien, Gate B43, Flug TS 8632 nach Benghasi, Libyen. Noch eine Stunde bis zum Abflug. Der Flugsteig füllt sich langsam. Ein älterer Herr, der zwar keinen Archäologenbart trägt, aber sonst dem Erscheinungsbild eines Gymnasiallehrers sehr nahe kommt, lässt sich neben mir nieder.

»Guten Tag der Herr«, begrüßt er mich freundlich, »und, Nummer wie viel ...?«, kommt er gleich zur Sache.

Etwas irritiert blicke ich ihn an. Welche Nummer meint er? Sitzplatznummer im Flieger? Erwartungsvoll schaut er mich an und tippt unruhig mit den Fingerkuppen auf seine Fototasche, aus deren Seitentasche der »Astronomie Almanach 2006« lugt.

Ah, jetzt verstehe ich.

»Das wird meine vierte«, entgegne ich ihm stolz, »die 96er partiell, die 99er total, die 2003er partiell. Alle in

meiner Heimat Süddeutschland«, lege ich nach und bin mir sicher, dass ich ihn, obwohl ich weder Perücke noch Hosen ohne Gesäßtaschen trage, ordentlich beeindrucke.

»Nun«, er mustert mich von oben bis unten, »Sie sind ja noch jung«, bewertet er mein Erscheinungsbild trotz erster Falten. In seinem väterlichen Tonfall schwingt auch etwas Mitleid mit und ich spüre, dass er mich als blutigen Anfänger entlarvt hat. »Aber übermorgen ... da, da«, er ringt nach Luft und seine Stimme beginnt zu beben, »... da wird Ihre Sammlung um eine bedeutende Trophäe erweitert!«

Noch bevor ich richtig verstehe, was er damit meint, fährt er fort: »Wussten Sie, dass der Pilot unserer Charter-Maschine selbst Schatten-Jäger ist? Die komplette Crew und alle 250 Passagiere gehen in das SoFi-Camp in der Sahara.«

»Sooo ... was Camp?«

»Sooo-Fiiiiii, Sonnenfinsternis.«

Jetzt kommt er richtig in Fahrt. Man kennt sich hier im Jagdverein. Er deutet auf einen Herrn am anderen Ende des Wartesaals.

»Der da, der hat bei seiner zweiten Finsternis 1992 in Brasilien seine heutige Frau kennen gelernt. Das war für ihn ein unmissverständliches Zeichen. Seither ist er um den kompletten Globus gejettet, um bloß keine zu versäumen.«

Während er nun Details und weitere Geschichten folgen lässt, checke ich aus dem Augenwinkel den Flugsteig, der sich stetig füllt. Es ist an der Zeit, meine »Wie-sieht-

der-typische-Jäger-aus?«-Frage in einer ersten Feldstudie nachzugehen.

Ich lag nicht schlecht mit meiner These. Jede Menge Gesundheitssandalen und Bundfaltenjeans, ergraute oder kahle Köpfe. Sogar der vorhergesagte Archäologenbart ist vertreten, jedoch eher selten. Obwohl ich mich noch sehr gut daran erinnern kann, wie ich als kleiner Knirps 1974 das WM-Endspiel über den Bildschirm unseres ersten Farbfernsehers im orange-grün tapezierten Wohnzimmer flimmern sah, gehöre ich eindeutig zu den jungen Teilnehmern.

Allerdings stoße ich bei meiner Erhebung auch auf Fakten, mit denen ich genauso wenig gerechnet habe wie ein Kamel mit einem Schneesturm. Warum zum Teufel braucht der alte Mann mit dem zusammengekniffenen Mund auf der Wüstentour eine Krawatte unter seinem Pullunder und ein Herrenhandgelenktäschchen? Und warum läuft der eine Typ mit seinem Leinen-Anzug, gebügeltem Hemd, Tanzschuhen und Panama-Stroh-Hut wie ein lateinamerikanischer Gigolo rum, der den ganzen Tag Salsa tanzt und Mojitos kippt?

Unübersehbar sind auch die zahlreichen Vater-Sohn-Gespanne. Gehen die Söhne freiwillig mit oder nur weil ihr Erzeuger angedeutet hat, seinen Nachlass vielleicht doch einer Stiftung anzuvertrauen?! Aber vielleicht hat das einfach nur Tradition, weil Vati den Sprössling auch schon immer mit zum Angeln genommen hat. Warum nehmen Väter ihre Töchter nie mit zum Angeln? Wahrscheinlich der gleiche Grund, warum sie niemals mit ihnen zu einer SoFi reisen würden. Wie dem auch sei, mit weiblichen

Finsternis-Jägerinnen ist es so wie mit Jägerinnen, die Rehböcke schießen:

Es gibt sie kaum.

Und gleichzeitig gibt es einen wesentlichen Unterschied. Frauen, die dem Wild nachstellen, mussten sich über gute Beziehungen und Empfehlungen die Aufnahme in die Männerwelt erbetteln, da es kaum Jagdvereine gibt, die Frauen aufnehmen. Schatten-Jägerinnen hingegen wurden von ihren Gatten so lange überredet, bis sie der beschwerlichen und sinnfreien Reise zustimmten. Auf jeden Fall macht mir keine der weiblichen Begleitungen den Eindruck, als sei ihr freier Wille jetzt gleich die Reise in die Libysche Wüste anzutreten.

»... Fliegende Schatten! Glauben Sie mir, Fliegende Schatten! Haben Sie auch schon welche gesehen?!«, fragt der Herr neugierig. Ich habe keine Ahnung, wovon er redet. Wo war ich gerade mit meinen Gedanken? Ja, ich habe versucht, die Passagiere zu katalogisieren. Als Mann bin ich einfach nicht multitaskingfähig. Scannen und gleichzeitig zuhören überfordert mich. Ich habe keinerlei Vorstellung, wovon er spricht und sage verlegen: »Nein, leider nein, noch nie gesehen«, und bin froh, dass die Lautsprecheransage mich erlöst: »Meine Damen und Herren, Flug TS 8632 nach Benghasi bereit zum Einsteigen ...«

An Bord. Der Sitz neben mir ist noch frei. Ein Riese, Ende dreißig, stampft zielstrebig den Gang entlang direkt auf diesen Platz zu. Er verstaut sein Handgepäck und seine Jacke. Mit einem breiten Grinsen steht er vor mir. Über seinen mächtigen Kugelbauch spannt sich ein weißes

Sweatshirt auf dem groß »Grüezi« gedruckt steht. Dann wuchtet er seinen Sumo-Ringer Körper in den Sitz.

»Hütli, Urs Hütli aus Basel«, keucht er und tupft sich Schweißperlen von der Stirn.

So weit er vom Idealgewicht entfernt ist, genauso so sympathisch ist er mir.

Ich mag ihn gleich noch mehr, als ich mir nach einem kurzen Wortwechsel sicher bin, dass er genau wie ich ein Schatten-Greenhorn ist und auch noch nie etwas von Fliegenden Schatten gehört hat. Aber warum hat er sich hierher verirrt?

»1999 bin ich nach Baden-Baden zur Finschternis gefahren. Das war schon sehr speziell. So was will ich schon noch mal erleben, oder«, erzählt er mit den typisch kratzenden Kehllauten und der Gemütlichkeit der Eidgenossen. »Die nächste in Europa findet erscht 2081 statt! Schnell mal nachgerechnet. Dann war mir sofort klar, dass ich die allenfalls vom Himmel aus angucken kann, oder«, lacht Urs und klopf sich mit seinen tellergroßen Pranken auf die Schenkel.

»Genau wie bei mir«, bestätige ich ihm und bedauere das für uns beide sehr, da diese SoFi über deutsch-schweizerischem Grenzgebiet stattfinden wird und wir das Heimspiel nicht mehr erleben werden.

Die Stewardess reicht Urs noch ein Verlängerungsstück für den Sitzgurt. Dann hebt die Boing 767 mit all den Oberstudienräten und Doktoren der Physik mit Kurs aufs Mittelmeer ab.

Bei einem Absturz würde auf einen Schlag soviel Intelligenz vernichtet werden wie nie zuvor in der Luftfahrt-

geschichte. Und das obwohl Urs, der Masseur und ich, der Marketing- und Werbefuzzie, den IQ-Schnitt an Bord ganz schön versauen.

Der Pilot macht aber einen guten Job und hält den Vogel oben. Und die österreichische Crew macht für uns Bildungstiefflieger leider keine Ausnahme und gönnt uns im Videounterhaltungsprogramm kein tumbes Schwarzenegger-Movie. Stattdessen wird ein Lehrfilm mit dem Titel »Die Finsternisse des Saroszyklus 139« eingelegt, den einer der beiden astronomischen Reisebegleiter, Herr Doktor Stern¹, selbst in seinem Hobbykeller produziert hat.

Das Videoband eiert ein wenig. Dutzende Schaubilder, die in wenigen Minuten erklärt werden, sind auf den kleinen Monitoren, die jeweils am Kopfende des Vordersitzes eingelassen sind, kaum zu erkennen. Die monotone Stimme aus dem Off spricht mit einer Selbstverständlichkeit von »Ephemeridenzeit, synodischer Monat, Ekliptik und Penumbra«, wie eine Nachtschwester vom Klistier.

Urs runzelt die Stirn, schüttelt den Kopf und seinen fleischigen Lippen entweicht: »Hoffe nur, dass wir keinen Aschro-Tescht im Camp schreiben, oder.« Das hoffe ich auch und versuche mir selbst noch mal klar zu machen, um was es hier gerade ging.

Ich stelle mir ein Theaterstück vor, das »Rendezvous im All« heißt. Der Regisseur ist der Schöpfer, falls es den gibt. Falls nicht, dann eben die Macht der Natur. Die Hauptrollen spielen die große schöne Sonne und der kleine pocken-

¹ Muss jemand in dieser Funktion so heißen? Oder ist das nur ein Werbegag des Reiseveranstalters?

narbige Mond. Das Publikum schaut von der Erde aus entzückt zu.

Die Handlung: Die Sonne flirtet mit dem Mond. Sie strahlt ihn an. Das macht sie eigentlich immer. Auch wenn wir das oft nicht sehen. Auf einem Spaziergang verliebt sich der Erdtrabant in sie. Und zwar just in dem Moment, als er gerade zwischen ihr und dem blauen Planeten angekommen ist. Der Mond schämt sich aber ein wenig, weil er weiß, dass er Zuschauer hat. Deshalb stellt er sich genau vor seine Angebetete. Ihr ist das egal. Sie lacht weiter. Dem Mond ist das aber überhaupt nicht egal. Er überlegt sich eine List und lässt die Theaterbesucher einfach im Dunkeln zurück! Dass er damit seinem Publikum erst recht eine große Freude bereitet, ahnt er nicht im Geringsten.

Die Regieanweisung für dieses Stück ist nicht ganz so romantisch und liest sich wie folgt: Um die intelligenten Säugetiere auf der Erde, Menschen genannt, mit ein wenig Dunkelheit am Tag zu erfreuen, muss der Mond aus deren Sicht die Sonnenscheibe komplett verdecken, um einen Schatten zu werfen, der bis auf die Erde reicht. Dass der Erdsatellit exakt die Sonne abdeckt, verdankt er einem reinen Zufall, da die Sonne zwar 400-mal größer ist als der Mond, aber auch 400-mal weiter von der Erde entfernt.

Es liegt auf der Hand, dass dieses Schauspiel, auch Total Eclipse genannt, immer bei Neumond, also, wenn der Mond zwischen Erde und Sonne steht, aufführbar ist. Ist es aber nicht. Schuld daran ist die Mondbahn, die gegenüber der Erdbahn um ein paar Grad geneigt ist. Deshalb verfehlt der Mondschatten meistens den Erdenball. Wenn er

aber einen guten Tag hat, huscht er mit doppelter Schallgeschwindigkeit über die Kontinente und Weltmeere.

Und am 29. März 2006 wird er einen guten Tag haben. Das Schöne bei diesem Himmelszirkus ist, dass sich die Laune der Schauspieler immer präzise vorhersagen lässt. Der Mondschatten küsst dann die Erde erstmals im östlichen Brasilien, überquert den Atlantik und schlägt dann in Ghana auf. Der gut 200 Kilometer breite Kernschatten lässt sich von keiner Macht dieser Welt stoppen und bahnt sich dann seinen Weg durch Zentralafrika. Er gaukelt Antilopen und Giraffen vor, die sich auf einen netten Mittag am Wasserloch eingestellt haben, dass nun Bettzeit ist. Er erreicht an der Grenze zwischen Tschad und Libyen mit rund vier Minuten seine maximale Finsternisdauer.



Ghaddafi-Land: Hier ist es finster!
(Uhrzeiten des Kernschattenbereichs in Greenwich-Time)

Er bekommt aber trotzdem nicht genug und rast ungebremst übers Mittelmeer und verärgert deutsche All-inclusive Touristen in Antalya auf der Club-Liege beim Sonnenbaden. Weiter geht's in die ehemalige Sowjetunion. Altkommunisten rennen freudig aus ihren Datschas, sich sicher, dass dies ein unmissverständliches Zeichen Lenins ist, der in seinem Mausoleum gerade aus dem Schlaf erwacht ist. Der Mond, der jedoch politisch keine Farbe bekennt, hastet weiter durch die Steppe, Tundra und was es sonst noch so an Vegetationszonen im einstigen Bauern- und Arbeiterstaat gibt. Erst nördlich der Mongolei geht ihm dann doch die Puste aus. Er löst sich von der innigen Umarmung mit der Sonne und atmet durch. 13.000 Kilometer lang, das strengt schon an. Aber er hat nun genug Zeit, um sich zu erholen. Denn nur rund alle 400 Jahre spielt er dasselbe Stück am gleichen Ort.

»Es wurde aber auch Ziit«, sagt Urs ungeduldig und gleichermaßen erleichtert und holt mich aus meinen Gedanken zurück. Er deutet auf den Steward, der sich vom Ende des Gangs zu uns seinen Weg mit der Bordverpflegung bahnt. Er tänzelt mehr, als dass er geht.

»Was darf es denn bei den Herren sein?«, fragt er mit starkem gedehntem, österreichischem Akzent. Mit seinem schmalen Gesicht, der hippen Brille, den gestylten Haaren, seiner zierlichen Gestalt und Sanftmut glaube ich, dass Deutschlands Superstar Daniel Küblböck vor mir steht.

»Bier«, antwortet Urs und nickt zu mir rüber, um zu bestätigen, dass es keine Alternativen gibt.

»Klar, Bier«, stimme ich zu, »wer weiß, ob es in der Wüste welches gibt?«, gebe ich als Vorwand an. Mit flin-

ken Handgriffen serviert Daniel Küblböck, pardon, Daniel Düsenjet die Getränke und ein großes Sandwich. Offensichtlich beeindruckt von Urs' Leibesfülle legt er ihm unaufgefordert gleich zwei Stück aufs Plastiktablett.

»Merci, vielmals – ohh, Käse«, zeigt sich Urs hochzufrieden und beginnt sofort hastig die Schnitten von den Frischhaltefolien zu befreien. Es folgt die Weltjahresbestzeit in der Vernichtung von 1.000 Kalorien.

Mein Sandwich lege ich nach wenigen Bissen appetitlos zur Seite und somit auf Urs' Radarschirm. Kurzentschlossen biete ich ihm das lapprige Brötchen an. Freudig strahlt er übers ganze Gesicht: »Ich weiß auch nicht, warum ich gerade heute so gefräßig bin, oder. Ansonsten esse ich eher wie Kate Moss.« Er hält sich den Bauch, da er von einer Lachattacke durchschüttelt wird.

Nordafrika. Der Sinkflug beginnt. Von der Crew werden wir aufgeklärt, dass es in Ghaddafi-Land ein striktes Einfuhrverbot für jedwede erotische Darstellungen und Alkohol gibt.

»Bitte geben Sie alle, ich wiederhole – alle – Zeitschriften mit freizügigen Darstellungen und alle alkoholischen Flüssigkeiten, Magenbitter und Klosterfrau Melisengeist eingeschlossen, ab, damit wir dies versiegelt bis zur Rückkehr für Sie am Zielflughafen aufbewahren können«, krächzt die Stimme der perfekt geschminkten und perfekt frisierten Chef-Stewardess aus dem Bordlautsprecher. »Bitte haben Sie dafür Verständnis. Ansonsten riskieren Sie verhaftet zu werden!«

»Was soll's?!«, zischt Urs, »im libyschen Kerker ischs ge-

nauso dunkel wie bei einer Sonnenfinschternis.« Er setzt gerade wieder zu einer Lachsalve an, als ihm bewusst wird, dass es nichts zu Lachen gibt. Er senkt den Kopf und schaut das erste Mal ernst.

Bisher hatte ich es immer bedauert, dass der »Spiegel«, den ich als Lektüre im Gepäck habe grundsätzlich so wenig oder genauer gesagt keine entblößten Chicks zeigt. Heute bin ich ausnahmsweise froh drum. Dennoch beginne ich sicherheitshalber, mein Nachrichtenmagazin zu durchforsten. Und da, im Kulturteil stoße ich unter dem Titel »Porno – die letzte Form des Humanismus« auf Ungeheuerliches – zumindest aus Sicht eines muslimischen Immigrationsbeamten. Das Bild zeigt den Regisseur und Produzenten Russ Meyer, die amerikanische Legende des Kopulationsbusiness, mit einer Kamera. Direkt vor ihm posiert eine Darstellerin. Obwohl sie völlig bekleidet ist, zeigt das extrem tief ausgeschnittene Dekolleté sehr deutlich, was ein Chirurg mit mehreren Kilogramm synthetischem Werkstoff so alles anstellen kann. Ich entscheide mich, das Bild rauszureißen. Lieber Dunkelheit in der weiten Wüste mit vielen Jagdgenossen als Finsternis in einer engen Zelle mit zwei Berbern.

Wegen des Alkohols mache ich mir hingegen keine Sorgen. Es heißt ja nur, dass die Einfuhr verboten ist. Vor Ort gibt es immer Quellen. Das ist in Marokko auch so. Da gibt es offiziell auch keinen Bölkstoff, aber in den Hinterzimmern der Hotels geht es zu wie in den Bierzelten auf dem Oktoberfest. Und unser Reiseveranstalter wird bestimmt auch im Camp für Bier sorgen.

»Bitte beachten Sie, dass auf dem kompletten Flughafen

fengelände Fotografieren strengstens untersagt ist. Und bitte haben Sie Geduld bei den Einreiseformalitäten. Die libyschen Beamten werden sehr genau die Dokumente prüfen«, tönt es aus der Bordanlage.

Schlimmer als bei der Reiseabfertigung ins gelobte Land Israel kann es nicht werden, denke ich mir. Damals wurde ich bei der Ein- und Ausreise, wie alle anderen Passagiere auch, jeweils einem mindestens 20-minütigen Einzelverhör unterzogen. Gespickt mit jeder Menge fieser Fangfragen. Erst dann gab's den Stempel, der mir in Ghadafis Wüstenstaat zum Verhängnis hätte werden können. Glücklicherweise hatte jedoch der Reiseveranstalter bereits vor Monaten darauf hingewiesen, dass mit einem Israelstempel die Einreise in Libyen genauso unmöglich ist, wie wenn ein Bin Laden-Gesandter am JFK Airport in New York seinen Al-Qaida-Clubausweis vorlegt.